

Professor Dr. Okko Herlyn

## „SUCHT DAS BESTE FÜR MARXLOH!“

Impulsreferat beim Ökumenischen Kirchentag Duisburg-Marxloh  
25. 06. 2011, Kreuzeskirche Duisburg-Marxloh

„Sucht das Beste für Marxloh!“ Diesen etwas hölzern klingenden Titel meines kleinen einführenden Referats habe ich mir nicht selber ausgedacht. Ich habe ihn mir – wenigstens zur Hälfte – aus der Bibel entliehen und etwas umformuliert. Dort begegnet uns an einer Stelle im Alten Testament der Satz: „Suchet der Stadt Bestes!“ (Jeremia 29, 7). Was es damit auf sich hatte – *damals*, will ich versuchen zu erklären. Es soll dabei deutlich werden, warum und wozu sich eine christliche Gemeinde *heute* in der Stadt, in der sie nun einmal lebt, engagieren sollte.

Die Situation *damals* ist relativ rasch erklärt. Wir befinden uns im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt. Eine politisch überaus unruhige Zeit. Verschiedene Völker des Orients liegen untereinander im Streit. Auch Israel ist betroffen. Schlimm betroffen. Der babylonische König Nebukadnezar hat das Land erobert und Tempel und Palast in Schutt und Asche gelegt. Und – was noch schlimmer ist – die gesamte Oberschicht, also die geistige, wirtschaftliche und politische Elite gefangen genommen und nach Babylon ins Exil entführt. Israel liegt am Boden.

Aber auch für die entführten Menschen in Babylon keine einfache Zeit. Gehörten sie früher zur führenden Schicht im Lande, so müssen sie nun in der Fremde Sklavendienste verrichten. Es entsteht die Frage: Wie soll man sich hier in der Fremde verhalten? Resignieren oder aufbegehren? Sich in das Unvermeidliche schicken oder den Aufstand proben? Sich wegducken oder Widerstand üben?

In diese Situation hinein schreibt der Prophet Jeremia einen Brief. Jeremia gehört zu denen, die nicht verschleppt wurden. Er gehört zu den Daheimgebliebenen. Das heißt aber noch lange nicht, dass ihm das Schicksal seiner Landsleute im fernen Babylon egal wäre. Im Gegenteil: Jeremia leidet geradezu an dem schlimmen Ergehen seiner deportierten Mitbürger. Was tun? Auf Geheiß Gottes entschließt er sich, einen Brief zu schreiben. Also einen Brief von Jerusalem nach Babylon. Einen Brief an seine verschleppten Landsleute.

Es würde heute zu lange dauern, hier den ganzen Brief vorzulesen. Seine Botschaft lässt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: „Liebe Leute, Gott hat euch nicht vergessen. Auch in der Fremde nicht. Es wird eine Zeit kommen, da werdet ihr wieder zurückkehren in eure Heimat. Das verspricht euch Gott. Aber das wird noch eine Weile dauern. Mit etwa zwei Generationen müsst ihr schon rechnen. In dieser schwierigen Zeit möchte ich euch raten: Haltet am Glauben fest! Damit meine ich allerdings nicht, dass ihr euch in fromme Wagenburgen zurückzieht. Dass ihr euch nur noch um euch selbst und um euer Überleben kümmert. Ich meine damit vielmehr, dass ihr gerade aus der Kraft eures Glaubens heraus euch auch dort in der Fremde um die Belange der Menschen um euch herum kümmert. Auch die Stadt Babylon, in der es jetzt für euch vielleicht sehr schwierig ist zu leben, auch diese für euch fremde Stadt steht ja in Gottes Welt. Kann euch also nicht egal sein. Deshalb mein Rat: Mischt euch ein! Wirkt und arbeitet so, dass es nicht nur für euch, sondern auch für die Gesellschaft im Ganzen segensreich ist. Suchet der Stadt Bestes!“

„Suchet der Stadt Bestes!“ Das scheint mir nun allerdings für eine christliche Gemeinde auch heute und so eben auch hier in Marxloh ein guter Leitfaden zu sein, um einmal zu klären, wie man sich als Kirche in einer gesellschaftlichen Situation und in der Stadt, in der man nun einmal lebt, grundsätzlich verhalten soll.

Auch unsere Situation als Kirche ist ja momentan nicht ganz einfach. Sicher aus anderen Gründen als damals. Aber doch vergleichbar schwierig. Da ist zum einen der große *Traditionsabbruch*, den wir als Kirche zu beklagen haben. Der augenscheinliche Schwund des christlichen Glaubens in einer Welt, die sich mehr und mehr um andere Dinge als um Gott zu kümmern scheint. In Sachsen, wo soeben der 33. Deutsche Evangelische Kirchentag zu Ende gegangen ist, sind noch gerade mal zwanzig Prozent der Bevölkerung Mitglied einer christlichen Kirche. Hier bei uns sind es sicher deutlich mehr. Aber wie wird es in zwei, drei Generationen sein?

Da ist zum anderen die neue gesellschaftliche Situation, die sich aus den verschiedenen Zuzügen ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in den letzten Jahrzehnten in Deutschland und hier in Marxloh in ganz besonderer Weise ergeben hat: das *Nebeneinander sehr verschiedener Ethnien, Kulturen und Religionen* auf relativ engem Raum. Der Anteil von Menschen mit ausländischer Herkunft beträgt in manchen Duisburger Stadtteilen bis an die dreißig Prozent.

Und in nicht wenigen Grund- und Hauptschulen unserer Stadt sind Kinder ohne Migrationshintergrund in der absoluten Minderheit.

Wiederum auf kirchlicher Seite kommt seit einigen Jahren das enorme *Finanzproblem* hinzu. Die Kirchensteuereinnahmen gehen rapide zurück. Die Gründe sind bekannt: veränderte Steuergesetze, stagnierende Arbeitslosigkeit, die demographische Entwicklung. Kirchen werden geschlossen, entwidmet oder entweiht. Gemeinden fusionieren zwangsweise, Pfarrstellen werden eingespart, Kindergärten verkleinert, Kirchenmusiker und Küster entlassen. Manch eine Gemeinde kommt sich mittlerweile – ähnlich den deportierten Juden im fremden Babylon – nur noch wie eine kleine, verschwindende Minderheit in der Fremde vor. Die Stadt, in der man wohnt, hat ihren Namen behalten, aber manch einem ist sie zur Fremde geworden. Die Umgebung, in der Generationen vor uns wie selbstverständlich getauft wurden, zur Kommunion oder Konfirmation gegangen sind, kirchlich getraut, seelsorgerlich begleitet und beerdigt wurden, diese christlich geprägte Umgebung schwindet für viele dahin. Nicht zuletzt weht von manchen Medien der Kirche ein harscher, mitunter hämischer Gegenwind ins Gesicht, was auch nicht gerade zum Selbstbewusstsein beiträgt. Was tun?

Manche raten zum Zusammenrücken. In Zeiten der Not müsse man sich vor allem auf sich selbst besinnen. Nicht auch noch die wenigen Verbliebenen verschrecken, sondern die Reihen enger machen, sich auf das Wesentliche, gemeint ist: auf Gottesdienst, Seelsorge und christliche Traditionspflege konzentrieren. Kirche als Wagenburg in Zeiten der äußeren Bedrängnis, als letzter Zufluchtsort der angefochtenen Seelen. Die wenigen verbliebenen personellen und finanziellen Ressourcen vor allem zur Sicherung des noch vorhandenen Bestandes einsetzen und nicht auch noch in gesellschaftlichen Aktivitäten vergeuden. Kirche als große tröstende Seelsorgerin der ihr nun einmal Anbefohlenen, nicht zuletzt der sie tragenden Kirchensteuerzahler.

Wer wollte bestreiten, dass die Kirche *auch* diese Funktion hat? Solange Menschen in Bedrängnis sind, gilt selbstverständlich Jesu Wort: „Sie sollen getröstet werden“ (Matthäus 5,4). Den der Kirche aufgetragenen Trost werden wir schon deshalb nicht gering achten, weil sie hier dem Menschen in unmittelbarer Weise das vermitteln kann, was dieser von woanders her in aller Regel nicht vermittelt bekommt: die Achtung schlicht um seiner selbst willen. Man lächle nicht zu früh über eine „bloß“ seelsorgerlich-tröstende Kirche der Mühseligen und Beladenen, die sich angeblich nur um die

individuellen Folgen und Symptome gesellschaftlicher Verhältnisse kümmert. Es könnte sein, dass sich in dem treuen Ausharren der Kirche bei den einzelnen Opfern der Gesellschaft, bei den Ausgelieferten und Hinnehmenden, bei den Aussortierten und Liegegebliebenen, bei den Mutlosen und Resignierten eine verborgene Kraft entfaltet, die gerade darin stark ist, dass sie sich einem gesellschaftlichen und politischen Relevanzdruck standhaft entzieht. Die Kirche hat zu trösten, das ist wahr. Aber eben: Sie hat nicht *nur* zu trösten.

Sie hat sich, wenn wir denn jenes Wort des Propheten Jeremia, wonach wir „der Stadt Bestes suchen“ sollen, eben auch *einzumischen* in die Belange der Stadt, in der sie sich befindet. Und das unabhängig davon, wie die Menschen der Stadt zum christlichen Glauben stehen. Die Menschen in der Stadt Babylon, deren Bestes die verbannten Israeliten suchen sollten, diese Menschen waren ja allesamt fremden Glaubens. Dienten Göttern, die anzubeten Israel strikt verwehrt war. Aber es waren Menschen, Geschöpfe Gottes, Mitbrüder und Mitschwester auf der einen Erde. Die – manchmal auch unter Christen – beliebte Einteilung der Menschheit in gut und böse, in Freund und Feind, in schwarz und weiß kann sich jedenfalls auf die Bibel nicht berufen. Hier gilt vielmehr die grundsätzliche Weisung, wie sie etwa der Apostel Paulus formuliert: „Eure Freundlichkeit teilt allen Menschen mit!“ (Philipper 4, 5). *Allen* Menschen! Oder wie Jesus in der Bergpredigt sagt: „Wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes?“ (Matthäus 5,47).

Damit ist auch ein Riegel vor eine bestimmte Redeweise geschoben, die einem in letzter Zeit immer wieder gerade im kirchlichen Raum begegnet. Es geht darum, dass man die gegenwärtige Krise der Kirche als ein „Gesundschumpfen“ deutet. Was für ein merkwürdiges, unbiblisches Verständnis von Kirche! Es suggeriert, dass die wenigen verbliebenen Frommen die „Gesunden“ im Glauben sind, alle anderen – Randsiedler, Karteichristen und Zweifler – demgegenüber, ja was: „Kranke“ im Glauben? In der Bibel sind es ja oft gerade die Menschen des *Glaubens*, die von Zweifel, Irrtum, Anfechtung und Schuld befallen sind. Andere wiederum – wie etwa der heidnische Hauptmann von Kapernaum oder der nicht korrekt glaubende barmherzige Samariter – werden von Jesus als Vorbild im Glauben hingestellt. Mit dem Bild vom „Gesundschumpfen“ kommen wir also in dem Zusammenhang überhaupt nicht weiter. Martin Luther etwa hat gerade die Anfechtung nicht als das Gegenteil, sondern als einen *Teil* des Glaubens betrachtet. Gerade wenn wir uns als Christen nicht von vornherein als „gesund“, sondern wie alle anderen Menschen auch als

zutiefst der Heilung bedürftig empfinden, haben wir eine ganz andere Basis, um Menschen am Rande, Menschen des Zweifels, auch Menschen anderen Glaubens oder auch Menschen des Unglaubens auf Augenhöhe zu begegnen.

Über der notwendigen Sorge und auch Seelsorge um die eigene Herde kann und darf die Kirche die Sorge um die Menschen um sie herum, um die Stadt, ja auch um den Stadtteil, in der sie sich befindet, nicht vernachlässigen. Es gibt allerdings solche Tendenzen in unseren Gemeinden – auch ohne Not: Nur ja nicht auffallen als Christ. Nur ja nicht anecken. Nur ja nicht zeigen, dass man dazugehört. Glaube als „Privatsache“. In der Öffentlichkeit allenfalls reden, wenn man gefragt wird. Das Schlagwort vom „anonymen Christentum“. Kirche als frommes Schneckenhaus, wo man vor allem unter seinesgleichen ist. Kleine kuschelige Zirkel, religiöse Nabelschau, heilige Stammplätze in der Frauenhilfe. Kirche, die vor allem sich selbst zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit macht, introvertiert, selbstverliebt oder selbstbemitleidend.

Indes: Das Evangelium drängt von sich aus nach *außen*, ganz einfach, weil Christus nicht für ein paar wenige Fromme, sondern für die *Welt* gestorben und auferstanden ist. Nicht ohne Grund hat deshalb Dietrich Bonhoeffer immer wieder von der Kirche als einer „*Kirche für andere*“ gesprochen. „Kirche“, so schreibt er, „ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. ... Sie muß an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend“ (Widerstand und Ergebung, München 1952, S. 261). Helfend und dienend – das ist das entscheidende Kriterium für eine Kirche, die sich einmischt.

Insofern ist Besinnung auf das Eigene, also wenn man so will: auf Frömmigkeit, auf Hören des Evangeliums und Feiern des Sakraments, auf Gebet und Seelsorge keine Alternative zu einem gesellschaftspolitischen Engagement der Kirche. So als könne man zur Not auch auf eine nach außen gerichtete Aktivität verzichten, wenn man denn nur recht bete. Von den Benediktinermönchen haben wir die gute Regel „bete und arbeite“. Das meint, dass aus einer recht verstandenen christlichen Frömmigkeit notwendigerweise das verantwortliche Tun in der Welt erwächst. Und umgekehrt: Dass das weltliche Engagement immer wieder der Überprüfung vor dem Horizont des Glaubens bedarf. Man kann diesen Zusammenhang von „Beten und Arbeiten“ sehr anschaulich etwa an einem Mann wie Martin Luther King beobachten. Ein zutiefst frommer Mensch. Kein Tag ohne Gebet. Und genau daraus erwuchs ihm die innere Kraft und

Zivilcourage, Demonstrationen und Boykotts, ja am Ende einen ganzen „Marsch auf Washington“ zu organisieren. Ja, es ist wahr: Christen falten – vielleicht im Unterschied zu manch anderen Menschen – immer wieder die Hände. Aber dann öffnen sie genauso beherzt dieselben Hände zum Tun, zum Sich-Einmischen, zum öffentlichen Engagement.

Wie ein solches helfendes und dienendes Sich-Einmischen für Euch als Christen hier in Marxloh konkret aussehen kann, das herauszufinden und dann auch in die Tat umzusetzen, ist m. E. genau die Aufgabe für Euch als Kirche vor Ort. Und der heutige ökumenische Kirchentag könnte da eine überaus günstige Gelegenheit sein. Es ist jedenfalls biblisch gut begründet, wenn Ihr Euch etwa am „runden Tisch“ beteiligt. Wenn Ihr etwa Eure Räume bürgerschaftlichen Versammlungen zur Verfügung stellt. Wenn Ihr hier etwa das „Politische Nachtgebet“ anbietet, um auf dem Hintergrund der biblischen Botschaft über Fragen der Arbeitswelt ohne Scheuklappen nachzudenken und im Gebet vor Gott zu bringen. Es ist biblisch gut begründet, wenn Ihr Euch in diesem Stadtteil diakonisch-karitativ einbringt etwa in der Beratung für Menschen in Krisensituationen, etwa in der Alten- und Krankenpflege, etwa im Schutz für geschlagene Frauen, etwa in der Schülerhilfe, etwa in der offenen Jugendarbeit und wo und wie auch immer Kirche nach außen – mit Bonhoeffer zu sprechen – „helfend und dienend“ wirksam sein kann. Und es widerspricht dem Evangelium ganz und gar nicht, wenn Ihr die Chance, die sich etwa durch die Nähe zur hiesigen Merkez-Moschee in besonderer Weise ergibt, produktiv nutzt – zur Begegnung und, wo es sein muss, sicher auch einmal zum friedlichen Konflikt.

Dass das alles hier in Marxloh, also unter den besonderen Bedingungen einer vielfältigen, multiethnischen Gesellschaft nicht gerade einfacher ist als, sagen wir einmal, in der Gegend um den Kaiserberg herum, ist mir klar. Und ich möchte von dieser Stelle aus auch nicht in professoraler Besserwisserei gute Ratschläge erteilen. Ich wollte Euch nur einfach noch einmal auf das christlich Selbstverständliche hinweisen, nämlich dass wir uns als Christen nicht zu verkriechen haben, sondern – wie es ebenfalls in der Bergpredigt heißt – „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ sind. Und dass Ihr das heute gemeinsam, also *ökumenisch* angehen wollt, ist ein unbedingt glaubwürdiges und deshalb verheißungsvolles Signal.

Vorhin im Gottesdienst haben wir in Ruhe gebetet. Jetzt gilt es, die Ärmel aufzukrempeln. „Sucht das Beste für Marxloh!“ heißt die Losung. Ich bin sicher: Wir werden es finden.